Extra 3 : wohnen & Frauen

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **73 (1998)**

Heft 12

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

wohnen

eXtra 3

«Wohnen & Frauen» ist das Thema des Dezember-eXtras. Was liegt da näher, als dass ausschliesslich Frauen die Beilage verfassen und gestalten? Ein Heft von Frauen über Frauen, aber nicht nur für Frauen! Angesprochen werden auch die Männer, sowohl im privaten wie beruflichen Bereich. Denn die Zeiten, da die Küche der Ort der Frau, das Wohnzimmer jener des Mannes war, sind vorbei. – Oder doch nicht? Die Studie einer volkskundlichen Projektgruppe aus Göttingen zeigt, dass die Wohnungsbenutzung heute noch geschlechterspezifische Muster widerspiegelt. Geändert hat sich aber trotzdem einiges, auch beim Wohnungsbau und der Siedlungsplanung. In beiden Bereichen versuchen Frauen, vermehrt Einfluss zu nehmen. Das Projekt «Frau am Bau» beispielsweise will die Arbeitsplätze in der Bauplanungsbranche frauengerechter machen, und der Verein Planung Architektur Frauen setzt sich dafür ein, öffentliche Räume sicherer zu gestalten. Über beide Projekte berichten wir in diesem Heft, ebenso über die Wohngenossenschaft berufstätiger Frauen, die auch nach ihrer Gründung vor knapp 70 Jahren noch am Leben ist.

	Seite
Weder Nonnenkloster noch Emanzenhochburg	2
Miteinander statt gegeneinander	8
Wohnqualität aus Frauensicht	11
Der Angst ist frau nicht ausgeliefert	12
Leben in einer Frauen-WG	14
Wie Frauen und Männer Räume nutzen	17
Rezepte/Rätsel/Comic	20

WAS SIE SCHON IMMER ÜBER IHRE NACHBARN WISSEN WOLLTEN.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Mir gefallen vor allem die rechtlichen Auskünfte, die neuen Wohnideen und Beschreibung von ev. neuen Baumethoden.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Ich hatte das Abo jetzt 1 Jahr und lese es von A-Z. ist sehr informativ.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Ich finde die Zeitschrift "Wohnen" sehr interessant mit vielen guten Wohntipps.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Die Zeitschrift «wohnen» gefällt mir sehr gut. die Themen und Mitteilungen sind vielfältig und interessant. Technische Artikel und Beschreibungen gut verständlich.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Im wohnen kann man sich über das gesamte Genossenschaftswesen orientieren.

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

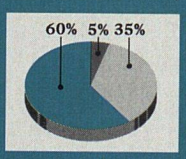
Am besten gefallen mir die Berichte und Satiren aus dem Alltag, wie z.B. in der letzten Nr. das mit der Waschküche!!

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Seit Jahren sammeln wir die uns lieb gewordenen Hefte und bedanken uns herzlich dafür

Bemerkungen: [Teilen Sie uns mit, was Ihnen gut gefällt oder wenn Sie etwas stört. Vielen Dank zum voraus.]

Schön aufgemacht und interessante Beiträge! Weiter so

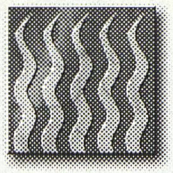


Hier steht es schwarz auf weiss: das «***wohnen***» gilt als «interessant», «vielseitig», «informativ», «unterhaltend», «leicht verständlich» und stösst auf grosse Akzeptanz bei den Lesern. Das hat die jüngste Umfrage einer grossen Zürcher Baugenossenschaft ergeben. Von allen Genossenschafterinnen und Genossenschaftern, die geantwortet haben, möchten mehr als **60%** das elfmal jährlich erscheinende Magazin nicht missen. **35%** interessieren sich hauptsächlich für die drei Spezialausgaben «wohnen EXTRA». Und lediglich **5%** würden darauf verzichten. Darum erhalten 14'700 Haushalte heute schon ihr «***wohnen***». Und es werden immer mehr. Ihr Haushalt mitgerechnet?

Abo-Infos: 01 / 362 42 40,
Frau Daniela Gibel, E-mail: svw@svw.ch

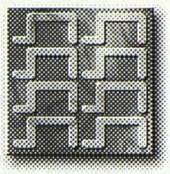
SVW
Schweizer Verband für Wohnungswesen
Bucheggstrasse 109, 8057 Zürich
Herausgeber der Zeitschrift «wohnen»

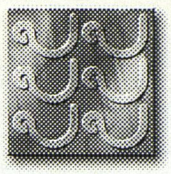
Sanitär

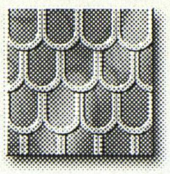

Heizung

Lüftung

Service


Industriespenglerei


Bauspenglerei


Dachdeckerei

SADA Haustechnik:
Leistung und Kompetenz.

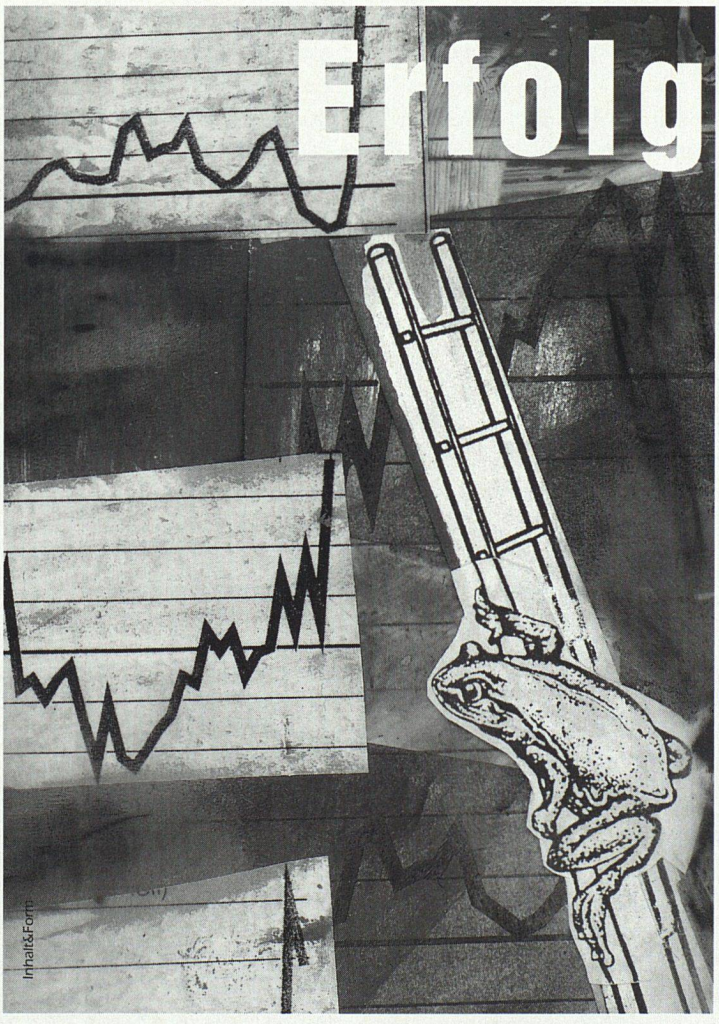
SADA
Genossenschaft

Zeughausstrasse. 43
8004 Zürich
Tel. 01- 297 97 97
Fax 01- 297 97 77

GGZ
Erhalten. Erneuern. Erstellen.

die Zukunftsgärtner

Gartenbau-Genossenschaft Zürich/Im Holzerhurd 56/8046 Zürich
Telefon 01 371 55 55/Fax 01 371 05 20



Erfolgreich

Gefragt sind heute qualitativ hochstehende **Gesamtlösungen,** die effizient ausgeführt werden – und somit zeitsparend und auch finanziell interessant sind. Lösungen, die eine intensive Kundenberatung erfordern.
Dabei ist Transparenz oberstes Gebot.
Wir verstehen uns als **Dienstleistungsunternehmen,** das in jeder Hinsicht auf die Kundenbedürfnisse eingeht.

Für unsere Kunden nehmen wir uns die Zeit und die Partner, die für jede Problemlösung sinnvoll und richtig sind. Auf jeder Stufe.

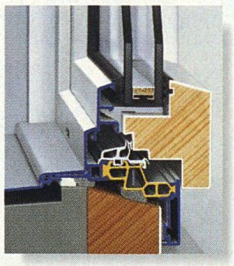
gdz macht mehr Druck

AG für grafische Erzeugnisse, Spindelstrasse 2, 8021 Zürich
Telefon 01 488 81 11, Telefax 01 488 83 00
www.gdz.ch, E-Mail: info@gdz.ch

Fensterinnovation

4B aluba

Das Original-Renovationsfenster



4B aluba, das Original-Renovationsfenster, kommt jetzt mit einer **patentierten Weltneuheit:** dem 4B Wabenisolator. Er folgt den Konstruktionsprinzipien der Natur und wirkt als perfekte Kältesperre, Schall-, Wind- und Regensperre. Im Verbund mit dem 4B Isolierglas ergeben sich nie dagewesene Wärmedämmwerte. Die neue Rahmenkonstruktion mit optimierter Statik ermöglicht grössere Fensterflächen für mehr Tageslicht und verlängert die Lebensdauer. Die Erfindung des 4B Wabenisolators bringt mehr Wohnkomfort bei messbar geringeren Energiekosten.

Hinzu kommt selbstverständlich das 4B Prinzip der sauberen Renovation: Ohne Baustelle und ohne Folgekosten. Montage in 1 Stunde. Qualität für Jahrzehnte.

Verlangen Sie jetzt eine individuelle Gratis-Beratung.

Bachmann

Aus Freude am Wohnen

✂ ❑ Senden Sie mir bitte die 4B aluba-Unterlagen. ❑ Ich möchte eine unverbindliche Beratung, rufen Sie mich bitte an. WO151298

Firma Kontaktperson

Adresse PLZ/Ort Telefon

Bitte einsenden an: **4B Bachmann AG, an der Ron 7, 6281 Hochdorf, Telefon 041 914 50 50, Fax 041 914 55 55**

8134 Adliswil 1, Telefon 01 712 66 66 **4153 Reinach BL,** Telefon 061 717 27 27 **3014 Bern,** Telefon 031 335 48 48

Von oben nach unten: Josy Kojan, Andrea und Monika Janusic, Tünde Maradi, Eva Rachamin.

Weder Nonnenkloster noch Emanzenhoch-burg

Text: Dagmar Anderes
Fotos: Nadja Athanasiou

Patricia schaut zum Fenster hinauf und blickt direkt in zwei grosse grüne Augen. Eine langhaarige Katze sitzt draussen auf dem Fenstersims. Sie mustert die Besucherin von oben herab mit unverhohlener Neugierde. Patricia ist etwas nervös. Wie sie jetzt vor der Haustür steht, kommt sie sich wie ein Spitzel vor.

Als Patricia ihrem Freund mitteilte, sie zügle vermutlich an die Brückenstrasse 59, in einen Block, in welchem nur Frauen leben, hatte dieser stirnrunzelnd gefragt: «Ist das eine Art Nonnenkloster? – Oder wohnen dort alles Emanzen?» Sicher, nachdem sie ihm ihre Gründe genannt und die Geschichte des Hauses erzählt hatte (siehe Seite 7), fand er ihre Absicht nicht mehr so abwegig. «Wenn das so ist, darf ich dich ja wohl dort auch besuchen», hatte er gescherzt. Damit war die Sache für ihn erledigt. Nicht aber für Patricia. Mit seiner anfänglichen Skepsis hatte Bruno Zweifel gesät. Die zu mietende Einzimmerwohnung gefiel Patricia, ebenso die ruhige Umgebung und die Zentrumsnähe. Vor allem stimmte auch der Preis: 450 Franken inklusive Nebenkosten. «Doch wie steht es mit den Genossenschafterinnen? Sind die Frauen, die auf drei Häuser verteilt im Berner Marziliquartier leben, vielleicht doch etwas eigenartig?» fragte sie sich nun. Zwar hat jede im Haus ihre eigene Wohnung, aber der Kontakt ist eben doch enger als in einem herkömmlichen Mietshaus. Deshalb möchte Patricia nur einziehen, wenn sie glaubt, sich gut mit den Nachbarinnen zu verstehen. Vor allem mit Frau Kojan. – Mit ihr müsste sie die Toilette teilen. Denn ein kleiner Teil der Wohnungen, darunter auch die zu mietende, verfügen nicht über ein eigenes WC.

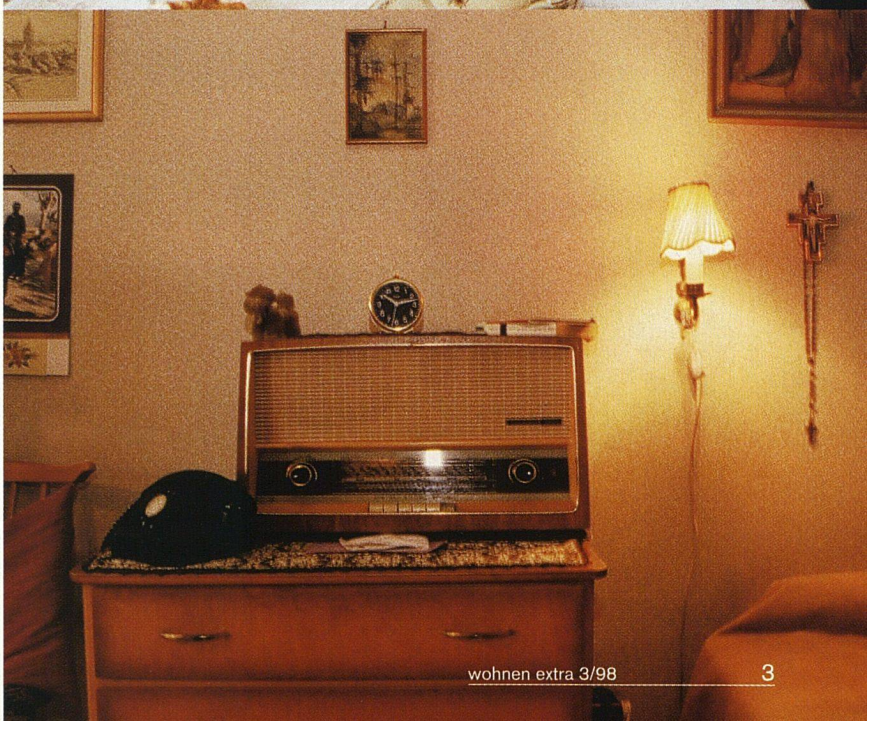
Um einen Eindruck der Mieterschaft zu erhalten, sah Patricia nur die Möglichkeit, mit einigen von ihnen Kontakt aufzunehmen. Das hiess wohl oder übel, den Frauen Fragen zu stellen, vor allem natürlich in Erfahrung zu bringen, weshalb sie in einem reinen «Frauenhaus» wohnen.

Seit 50 Jahren in einem Zimmer

Patricia sucht den Namen «Kojan» auf den Klingelschildern, zögert noch einen Augenblick, steigt dann aber schnell die abgewetzten Treppenstufen in den ersten Stock hinauf. «Ich wollte gerade die Haare waschen.» Essensgeruch dringt aus der Wohnung. «Sieht es schlimm aus?» Die zierliche, weisshaarige Frau betastet ihre Frisur, lächelt verlegen. 87 Jahre alt sei sie und wohne seit «Urzeiten» im Haus, hatte Patricia von Vorstandsmitglied Tünde Maradi erfahren. «Am 3. November 1946 bin ich eingezogen», präzisiert Frau Kojan später. Sie schaltet das Radio aus, rückt das Strickzeug auf dem Tisch zur Seite. Obwohl Balkon und Fensterfront gegen Süden zeigen, macht das Zimmer auf Patricia einen relativ düsteren Eindruck. Das müsse an der Einrichtung liegen, denkt sie, an dem dunklen Teppich, den behäbigen Holzmöbeln. Verstohlen betrachtet sie die Tässchen, Vasen und Zinnteller auf dem Buffet, lässt ihren Blick wie zufällig Richtung Schlafkoje und Bad wandern. Letzteres ist eigentlich nicht mehr als eine Badewanne, nur durch eine Flügeltür vom Wohnzimmer getrennt.

Frau Kojan setzt sich an den Tisch, weist der jungen Besucherin den gegenüberliegenden Platz auf dem Sofa zu. «Dort schläft meist die Katze.» Wem diese gehört, weiss Frau Kojan nicht. Es ist eine «Genossenschafts-Katze», die verschiedenen Hausbewohnerinnen gelegentlich einen Besuch abstattet. Sonst empfängt die betagte Frau nur selten Gäste. «Wir haben es hier im Haus sehr gut miteinander. Man trifft sich im Treppenhaus, hält ab und zu einen Schwatz.» Hin und wieder organisiert der Vorstand ein Fest. Zu sich in die Wohnung lädt Frau Kojan die Nachbarinnen aber nicht ein. «Eine gewisse Distanz ist gut», meint sie. Patricia spielt mit ihrem Fingerring. Ob Frau Kojan ihren Besuch somit als unangenehm empfindet? Anderseits – würde sie ihr in diesem Fall so viel von sich erzählen? Kaum zehn Minuten in der Wohnung hat Patricia bereits erfahren, dass Frau Kojan als ältestes von sieben Kindern in Bern geboren wurde, mit 18 «dienen» ging, eine Weile als Köchin in einem Schloss am Thunersee arbeitete, bevor sie um 1945 wieder als Hausangestellte nach Bern zurückkehrte. «Ich hatte eine wunderschöne Mansarde», erinnert sich Frau Kojan. Nur – geniessen konnte sie ihr kleines Reich nicht, da der Hausherr der damals jungen Frau nachstellte. Kojan: «Ich bin ja katholisch und sang im Kirchenchor. Da hab ich dann einem Fräulein mein Leid geklagt.» Diese war Mitglied der Genossenschaft Berufstätiger Frauen und konnte ihr eine Wohnung an der Brückenstrasse vermitteln. «War ich glücklich, erstmals eine eigene Wohnung zu haben. Ich fühlte mich so unabhängig!»

Die kleine Frau strahlt bei dieser Erinnerung – und Patricia gerät ins Grübeln: Frau Kojan muss damals um die 35 Jahre alt gewesen sein. Sie selbst ist jetzt 26. Zeit, sich eine eigene Wohnung zu nehmen, selbständig zu sein, findet sie, ebenso wie viele ihrer Kolleginnen, zum Beispiel Monika Janusic.



Schwester als Wohnpartnerin

Ursprünglich war Monika als Untermieterin und «nur für einige Monate» an die Brückenstrasse gezogen. Doch aus dem Provisorium wurde ein Providurium. Während gemeinsamer Vorlesungen hatte sie Patricia vorgeschwärmt: von der Ruhe im Marziliquartier, wie schnell sie jetzt an der Uni sei, dass die Zimmer wirklich Cachet hätten und jene guten Kolleginnen, die ihr die Wohnung empfohlen hatten, nun Nachbarinnen seien.

Im Sommer hatte sich Patricia dann einmal Monikas Zuhause anschauen wollen. Beinahe wäre sie an der Nummer 57/59 vorbeigegangen, da sie mit einem grauen, etwas verfallenen Block gerechnet hatte. Die himbeerrote Farbe des Doppelhauses überraschte sie, ebenso die Geschosshöhe. Nur drei Stockwerke bei 15 (Nr. 59) und 12 (Nr. 57) Wohnungen. «Die erste Frau soll morgens aufschliessen», stand fett auf der Eingangstür. Patricia schmunzelt in Erinnerung: Was wohl Leute über die Notiz denken, die nicht wissen, dass in dem Haus nur Frauen wohnen?

Als Patricia später zusammen mit Monika bei einem Glas Wein auf dem Balkon sass, musste sie ihrer Kollegin beipflichten: Der Blick auf den grünen Innenhof schaffte eine friedliche Stimmung, es liess sich ungestört plaudern. Gegen 21 Uhr war dann Andrea, Monikas jüngere Schwester, eingetroffen. Sie bildet sich zur Primarlehrerin aus und teilt die Zwei-Zimmer-Wohnung mit Monika. Dadurch halbiert sich die Miete, jede zahlt knapp 300 Franken monatlich. Doch, ihr gefalle es hier auch gut, hatte Andrea auf die entsprechende Frage geantwortet. Aber es sei schon anders als in einem üblichen Mietblock, wo Familien mit Kindern lebten. Letztere würden Kontakte zwischen den Nachbarn schaffen, so dass man bei diesen ein- und ausgehe. «Das mache ich hier auch», hatte Monika darauf erwidert und hinzugefügt, sie sei eigentlich der Ruhe wegen froh darüber, keine Kinder im Haus zu haben. «Und wie kommt dein Freund damit zurecht, in einem ‹Frauenhaus› ein- und auszugehen?», hatte Patricia noch von Andrea wissen wollen. Na ja, er wohne ja zeitweise bei ihnen, fühle sich aber nicht ganz wohl, meinte sie. Sie wisse eigentlich auch nicht weshalb, es habe noch nie jemand eine Bemerkung gemacht.

Altes erhalten

«...und wir kamen uns nie in die Quere. Ich denke, bei uns wird es nicht anders sein, oder?» Verwirrt blickt Patricia in Frau Kojans gütiges, lächelndes Gesicht. «Wie bitte?» Sie ist mit ihren Gedanken abgeschweift. «Die Toilette, die wir uns teilen. Möchten Sie sie sehen?» Ohne ihre Antwort abzuwarten, steht die ältere Frau auf und öffnet die Tür gegenüber ihrem Schlaf-/Wohnzimmer. Patricia guckt ihr über die Schultern. Ein langer, grüner Schlauch, an dessen Ende ein WC steht; sonst nichts. Eine Tür führt direkt in die andere Wohnung. «Mehr braucht es eigentlich auch nicht», denkt Patricia. Sie blickt auf die Uhr. In fünf Minuten soll sie bei Tünde Maradi klingeln. Es fällt Patricia nicht leicht, Frau Kojan zu unterbrechen. Humorvoll und spannend erzählt die ältere Frau aus ihrem Leben, welches kein einfaches war. Und trotzdem strahlt Frau Kojan ein tiefe Zufriedenheit aus, wirkt ansteckend fröhlich. Eine herzliche, längere Verabschiedung, und Patricia steht wieder im Treppenhaus, entspannt und zufrieden.

«Du musst mehr ausholen!» Schwere Schritte, dann ein «gut so» und um die Ecke treten zwei Frauen, schwer atmend einen Holztisch die Stufen hinuntertragend. Auf dem Zwischenboden blickt die vordere, jüngere Frau kurz auf, wobei sie Patricia wahrnimmt. «Ah hallo, du musst Patricia sein. Ich komme gleich. Wir zügeln nur schnell den Tisch ins neue Genossenschaftsbüro. Du kannst dich ja schon mal auf den Balkon setzen.» Patricia hält den beiden die Haustür auf, betritt dann wie aufgefordert Tündes Wohnung. Wie anders diese verglichen mit jener Frau Kojans wirkt! Heller, frischer und luftiger, aber trotzdem gemütlich. Ganz im Sinne des Architekten trennt ein Vorhang die Bettnische vom Wohnteil, den ein rustikaler Tisch dominiert. Bücher, zum Trocknen bereitgelegte Kräuter, eine gefüllte Früchteschale sowie Schreibzeug und Hefter zeugen davon, dass Tünde häufig an ihm arbeitet. In der Zimmerecke steht ein kleines Sofa mit weissem Überwurf, eine Bildergalerie ziert die Wand.

Patricia betritt den Balkon, schaut sich die Blumen und Kräuter an. Wind ist aufgekommen, und es riecht nach Regen. So entschliessen sich die beiden Frauen, statt auf dem Balkon in der Wohnung zu plaudern.

Tünde Maradi lebt sei 1996 am Brückenweg. Wie fast alle Mieterinnen ist auch sie aufgrund eines persönlichen Kontaktes eingezogen. Sie studiert Archäologie und arbeitet teilzeitlich am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie der römischen Provinzen. So kann sie Geld verdienen und gleichzeitig Praxis in ihrem Fachbereich sammeln. «Archäologie, aber auch die jüngere Geschichte finde ich spannend», sagt Tünde und füllt zwei Gläser mit Apfelsaft. «Wahrscheinlich interessiere ich mich deshalb für die Genossenschaft und ihre Häuser, deren Vergangenheit – das reizt mich.» Ihr gefällt, dass heute noch etwas in diesem Stil existiert. Darum setzt sie sich für den Erhalt der Genossenschaft ein. In ihrer Wohnung fühlt sich Tünde wohl. Sie schätzt die platzsparende, funktionale Raumaufteilung, etwa das vor dem Küchenfenster angebrachte Brett. Wie den Bewohnerinnen der Gründungszeit dient es auch ihr als Ersatz für einen Tisch. Tünde lehnt sich genüsslich im Stuhl zurück. «Die Atmosphäre ist bei uns wirklich gut. An grössere Konflikte kann ich mich nicht erinnern.» Auch die Waschküchenbenutzung sei kein Problem, versichert sie Patricia. Obwohl es keinen Plan gebe und den 25 Partien nur eine Maschine zur Verfügung stehe, habe man sich bis jetzt immer arrangieren können.

«Wie es wäre, wenn auch Männer hier lebten?» Tünde überlegt. «Ich weiss nicht. Ich fühle mich wohl und sicher so unter Frauen. Ich glaube, wohnten auch Männer in den Häusern, wäre es schon anders. Ob besser oder schlechter, das kann ich nicht sagen.» – «Sicher ist nur, dass die Genossenschafts-Sitzungen anders verliefen», wirft Monika Janusic ein. Sie hatte gegen 17 Uhr bei Tünde geklingelt, um sich «nur kurz» zu erkundigen, ob man im neuen Büro allenfalls noch ein Regal brauchen könne. Mittlerweile zeigt die Uhr halb sieben, Monika sitzt immer noch auf dem Sofa. «Du meinst, die Männer würden diskutieren und entscheiden, die Frauen zuhören und schweigen», deutet Patricia die Bemerkung. «Pauschal gesagt: ja», erwidert Monika. «Aber es ist …» Die Türklingel schrillt; eine junge, natürlich wirkende Frau tritt ein, und Monikas letzte Worte gehen im Begrüssungs-Hallo unter. Die Besucherin wird Patricia als Eva Rachamin, Nachbarin und Kollegin, vorgestellt.

Tiefe Miete – lange Reisen

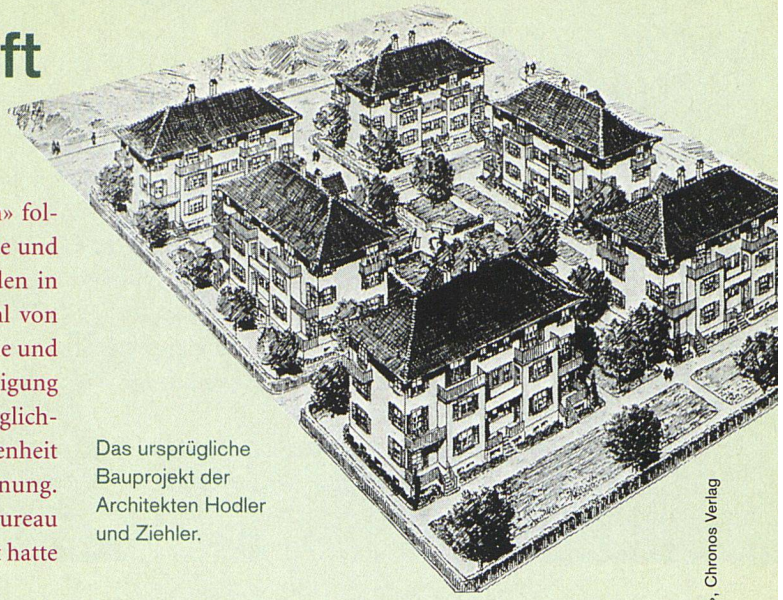
Eva Rachamin ist erst vor kurzem von längeren Ferien zurückgekehrt. Reisen, «je verrückter, desto besser», ist ihr Hobby. Das geht allerdings ins Geld. Ein tiefer Mietzins ist für sie deshalb vorteilhaft. Mitentscheidend für den Wohnortwechsel an die Brückenstrasse sei aber auch der dörfliche Charakter des Quartiers gewesen, ebenso die Nähe zum Fluss. «Ich bin aaresüchtig.»

Erst später begann sich Eva Rachamin, die beim Bundesamt für Flüchtlinge arbeitet, für die Genossenschaft selbst zu interessieren und trat deshalb dem Vorstand bei. «Ich finde es faszinierend, dass wir uns selbst verwalten und mitbestimmen können.» Allerdings gebe es mehr zu tun, als sie erwartet habe. Tünde lacht: «Die Erfahrung habe ich auch gemacht!» Und mit einem Seitenblick auf Patricia: «Aber wer weiss, vielleicht sind wir bald zu fünft?» Patricia greift sich ans Ohrläppchen. «Ja, wer weiss?» – und um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, wendet sie sich wieder Eva zu: «Wo warst du denn in den Ferien?» In Israel und im Sinai sei sie gewesen, berichtet diese. Nach der Matura habe sie eine Weile in einem Kibbuz gelebt, in Tel Aviv ihren späteren Ehemann kennengelernt. «Dann ist für dich gemeinschaftliches Wohnen wohl wichtig», unterbricht Patricia die Erzählerin. Eva nickt, betont jedoch, in der Genossenschaft lebe eigentlich jede mehr oder weniger für sich. «Aber man kennt einander, die meisten duzen sich, und man spürt, dass man dazugehört.» Für ihre Zukunft könnte sich Eva auch vorstellen, das Alltagsleben mit anderen zu teilen, also in einer Wohngemeinschaft zu leben.

Der Entscheid

Während es draussen immer dunkler wird, sich der Regen bereits in Pfützen sammelt, schwatzen und lachen die Frauen im Wohnzimmer bei Kerzenlicht. Das macht es für Patricia nicht einfacher, aufzustehen und sich zu verabschieden. Nach zwei Mal drei Minuten erhebt sie sich dann seufzend – und löst damit Aufbruchstimmung aus. «Wir telefonieren noch» – «bis Morgen» – «vergiss nicht dienstags um acht» – dann sind alle verschwunden. Patricia hat mit Tünde vereinbart, ihr tags darauf telefonisch mitzuteilen, ob sie die Wohnung nehme. Sie wolle noch einmal darüber schlafen, hatte Patricia ihr gesagt. Owohl – im Prinzip hatte sie sich bereits entschieden. Patricia blickt zu den erleuchteten Fenster hoch, als sie etwas Warmes spürt. Die langhaarige Katze, die nachmittags ihre Ankunft beobachtet hatte, streicht ihr um die Beine. Patricia bückt sich, krault das nasse Fell. «Bist du das ‹Genossenschafts-Miezi›?» Ein letzter Blick auf das Haus, Patricia spannt den Schirm auf und macht sich pfeifend auf den Heimweg.

Die Wohngenossenschaft berufstätiger Frauen



Das ursprügliche Bauprojekt der Architekten Hodler und Ziehler.

Bild aus «verflixt und zugenäht», Chronos Verlag

Am 8. Februar 1928 erschien im «Anzeiger für Bern» folgendes Inserat: «Klein-Wohnungen für alleinstehende und berufstätige Frauen. Auf 1. Nov. dieses Jahres werden in sonniger, zentraler Lage Berns eine grössere Anzahl von Ein- und Zweizimmer-Wohnungen mit eigener Küche und zum Teil eigenem Bad erstellt. Zentralheizung, Reinigung und Bedienung durch Aufwärterin. Verpflegungsmöglichkeit durch erstklassiges Speisehaus. Benützungsgelegenheit von Bad und Telephon. Billigste Mietzinsberechnung. Nähere Auskunft und Einsicht der Pläne auf dem Bureau der Architekten Hodler & Ziehler (...)» Unterzeichnet hatte die Annonce «Das Frauen-Initiativkomitee.»

Die Architekturhistorikerin Anne-Marie Biland* ist allerdings überzeugt, dass sich besagtes Komitee zu diesem Zeitpunkt aus höchstens zwei Personen zusammensetzte: Aus Walter Hodler, dem Architekten, einerseits, und seinem Partner, Joseph Ziehler, anderseits... Walter Hodler, ein Verwandter des bekannten Kunstmalers, fasste mit seinem Wohnbau-Projekt eine neue Zielgruppe ins Auge, eben die alleinstehenden berufstätigen Frauen. Mit ihrer Wohnsituation waren diese zu Beginn des 20. Jahrhunderts alles andere als zufrieden. Ihre Wahlmöglichkeit beschränkte sich darauf, bei den Eltern zu wohnen oder sich bei einer Schlummermutter einzumieten. In beiden Fällen konnte von einem selbständigen, unabhängigen Leben keine Rede sein.

Mieterinnen ohne Geld

Einzimmerwohnungen gab es in den 20er Jahren in Bern noch kaum. Da Hodler aber mit einem Bedürfnis für solche rechnete, zeichnete er 1926 erste Entwürfe für eine entsprechende Siedlung im Marzili. Zwei Jahre später präsentierte Hodler sein Bauprojekt dem Hausfrauenverein Bern. Vorgesehen waren sechs Wohnhäuser, gruppiert um einen grossen Ziergarten. Sein Vorhaben stiess zwar auf reges Interesse, eine Verpflichtung aber wollte keine der Frauen eingehen. Kurzerhand gab Hodler sein eingangs zitiertes Inserat in eigener Regie auf. Kaum hatte er die sechs notwendigen Mitglieder zusammen, gründete er mit ihnen die Genossenschaft und begann sofort mit dem Bau: Je zwei Häuser am Erlenweg (10 und 12) sowie ein Doppelhaus an der Brückenstrasse (57/59). Und dabei bliebe es. Infolge Geldknappheit konnten von den sechs ursprünglich geplanten Häuser nur drei realisiert werden. Mieterinnen fand man zwar problemlos, die Anteilsscheine indes liessen sich nur mühsam absetzen. «In dieser Mieterklasse wenig Kapital» begründet eine Notiz Hodlers die Finanzierungsschwierigkeiten. Von den insgesamt 49 Wohnungen besassen 35 ein Zimmer, der Rest zwei.

Keine Präsidentin

Im Laufe der Jahre hat die Genossenschaft teilweise Bad- und Küchenerneuerungen durchgeführt, allerdings immer nur sporadisch bei Mieterinnenwechsel. Entsprechend dem unterschiedlichen Zustand der Wohnungen und der verschiedenen Grössen sind die Mietspreise (inkl. Nebenkosten) sehr uneinheitlich. Sie bewegen sich für eine Einzimmerwohnung (35–43 m²) von 415 bis 550 Franken, eine Zweizimmerwohnung (46–68 m²) kann 510, aber auch 1022 Franken kosten. Zu jeder Wohnung gehören ein Keller- und Estrichanteil sowie ein Balkon. Beim Einzug gilt es Anteilsscheine in der Höhe einer Jahresmiete zu bezahlen. «Macht diese Auflage jemandem Schwierigkeiten, ist es auch möglich, in Raten zu bezahlen», sagt Tünde Maradi. Sie ist Mitglied des vierköpfigen Vorstandes, welcher sich künftig im ehemaligen «Glättezimmer» trifft: Die Mansarde im Dachstock Nr. 12 dient der Genossenschaft heute als Büro. Eine Präsidentin gibt es nicht. «Wir wollen alle Entschlüsse gemeinsam treffen, eine Person mit Vorrangstellung ist unnötig», begründet Maradi.

Lange Wartelisten

Obwohl die Warteliste für eine Wohnung unverändert lang ist, denkt die Genossenschaft nicht im Traum daran, zu expandieren. «Der Vorstand in seiner heutigen Form könnte den damit verbundenen Aufwand unmöglich bewältigen», argumentiert Maradi. «Und woher sollten wir das Geld nehmen?» Nach der Total-Sanierung des Hauses Nr. 12 am Erlenweg diesen Sommer, bei welcher unter anderem Ein- zu Zweizimmer-Wohnungen zusammengelegt wurden, müsste in den nächsten Jahren dringend das Haus an der Brückenstrasse umfassend renoviert werden.

Wie sich die Häuser im Laufe der Zeite innen und aussen wandeln, ändert auch die Genossenschaft fortwährend ihr Gesicht. Bis vor zehn Jahren gab es noch viele ältere Semester unter den Mieterinnen. Heute machen junge Frauen und Frauen im mittleren Alter die Mehrheit aus. Gleichzeitig wartet der Vorstand mit neuen Ideen auf. «Vielleicht können wir bei der nächsten Sanierung einen Gemeinschaftsraum einrichten», sagt Maradi. «Darüber müsste diskutiert werden.» Und wer weiss, ob nicht irgendwann einmal eine Mensa zum Treffpunkt wird – das von Hodler im Inserat gross gepriesene Speisehaus war nie realisiert worden... Am Zweck der Genossenschaft indes soll nicht gerüttelt werden: Neue Mitglieder können auch künftig ausschliesslich Frauen werden. (da)

* Anne-Marie Biland verfasste den Bericht «Wohnbaugenossenschaft Marzili (1928) und Pergola (1951)», in welchem sie die besagten zwei Berner Selbsthilfeprojekte alleinlebender, berufstätiger Frauen beschreibt. Ihr Beitrag erschien in: «Verflixt und zugenäht! Frauenberufsbildung – Frauenberufsarbeit 1888–1988», Marie-Louise Barben, Elisabeth Ryfer (Hrsg.), Zürich, Chronos, 1988.

Miteinander statt gegeneinander

Obwohl sich immer mehr Frauen zur Hochbauzeichnerin oder Architektin ausbilden lassen, bleibt Bauen Männersache: Überdurchschnittlich viele Baufachfrauen steigen aus ihrem Beruf aus. Das Projekt «Frau am Bau» (siehe Interview Seite 10) will Gegensteuer geben. Mit gutem Willen lässt sich einiges erreichen, wie ein Besuch beim Berner Büro Strasser Architekten zeigt.

Text: Paula Lanfranconi
Fotos: Simone Gloor

Von aussen deutet nichts darauf hin, dass hier Pionierarbeit in Sachen Gleichstellung geleistet wird: Die Räume von Strasser Architekten sind genau so unauffällig-funktional wie die umgebenden Wohnblocks im Vorort Bern-Bümpliz. An diesem Morgen flimmern Pläne der Berner Kaserne über den Schirm eines CAD-Computers; das Büro hat den kantonalen Wettbewerb gewonnen und darf nun Reithalle und Stallungen für 43 Millionen Franken umbauen. Im Nachbarbüro macht man sich Gedanken zur Sanierung des altehrwürdigen Bitziusschulhauses. Strasser Architekten, 1951 gegründet, sind in Bern gut verwurzelt und betreuen zahlreiche öffentliche Bauvorhaben.

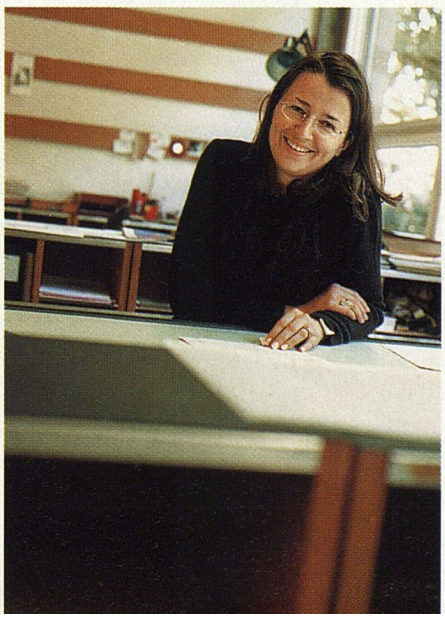
Um 10 Uhr ist Kaffeepause. Eine munter plaudernde Runde kommt zusammen. Etliche der 14 Stühle bleiben heute leer, darunter auch jener von Bettina Spang Bähler. Die junge Architektin ist eine Woche zuvor Mutter geworden und hat den 16wöchigen Mutterschaftsurlaub angetreten, den ihre Arbeitgeberin aufgrund des Projektes «Frau am Bau» auf freiwilliger Basis eingeführt hat.

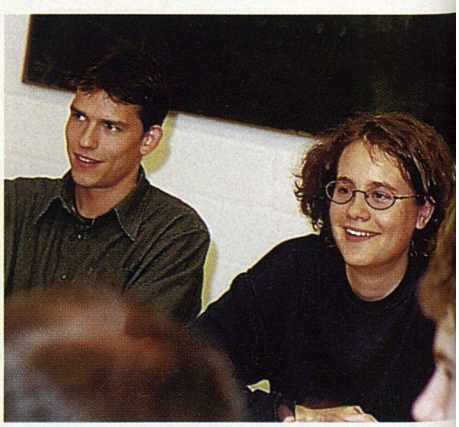
Viele Teilzeitpensen

Jutta und Beat Strasser, die beiden gleichberechtigten Firmeninhaber, bieten überdurchschnittlich viele Teilzeitpensen an. Von der Effizienz her sei man damit allerdings am Plafond, sagt Beat Strasser. Es gebe heute «keine goldenen Aufträge» mit substantiellen Gewinnen mehr, auf den Teams laste ein grosser Druck. Er selber arbeitet knapp 90 Prozent: Am Morgen bringt er jeweils den jüngeren der beiden Söhne in den Kindergarten, an den freien Mittwochnachmittagen ist er ganz für die Kinder da. Seine Partnerin Jutta wirkt zu 60 Prozent in der Geschäftsleitung mit. Während dieser Zeit schaut zu Hause eine Studentin zum Rechten. «Anstrengend» sei dieses Leben manchmal, besonders wenn einer der Buben krank werde, sagen die beiden. «Aber auch sehr bereichernd für die Berufsebene.» Denn wer häufig mit Kindern unterwegs ist und den stressigen Parcours zwischen Hort, Schule und Läden aus eigener Anschauung kennt, geht anders an ein Bauprojekt heran. Deshalb finden es Strassers wichtig, dass mehr Frauen und damit auch andere Lebenserfahrungen den Weg in die Baubranche finden.

Lehrabschluss darf nicht Endstation sein

«Ein gleichberechtigtes Miteinander der beiden Geschlechter», ist Jutta Strasser überzeugt, «würde ganzheitliche Lösungsansätze in Stadt- und Raumplanung erleichtern.» Auch deshalb machen Strasser Architekten mit beim Projekt «Frau am Bau». Zurzeit sind fünf der zwölf Angestellten weiblich: zwei Architektinnen, zwei





Kaffeepause im Berner Büro Strasser Architekten, das beim Projekt «Frau am Bau» mitmacht.

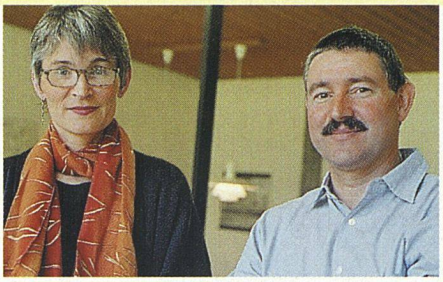
Kauffrauen und eine Hochbauzeichnerlehrfrau. Ziel wäre eine Fifty-fifty-Verteilung auf die beiden Geschlechter. «Aber es muss auch fachlich stimmen», betont Beat Strasser. Um dafür eine Basis zu legen, sucht das Büro zum Beispiel gezielt Frauen für seine Hochbauzeichnerlehrstellen. Beat Strasser macht auch klar, dass der Lehrabschluss heute nicht mehr Endstation sein dürfe, sondern Sprungbrett für eine Fachhochschule oder andere Weiterbildungen. Damit könnte noch ein anderer Hemmschuh aus dem Weg geräumt werden: Frauen werden bei der Arbeitszuteilung oft übergangen, weil man ihnen verantwortungsvolle Jobs wie Baustellenleitungen oder Verhandlungen mit Bauherrschaften nicht zutraut. So bleibt ihr Erfahrungsschatz schmal.

Auch im Büro Strasser sind zwei spezialisierte Männer für die Bauleitung zuständig. Bis jetzt habe sich eben keine Frau dafür interessiert. Auch Zeichnerstiftin Karin Jost, die das Projekt «Frau am Bau» kurz und bündig «e gueti Sach» findet, weiss noch nicht, ob sie sich später auf Bauleitungen spezialisieren möchte. Ihre Chefin Jutta Strasser hält es indes für eine Führungsaufgabe, interessierten Frauen Mut zu machen. Wegen des Kostendrucks laufe die Entwicklung bei grösseren Bauaufgaben indes so, dass Architekturbüros oft planen und die eigentliche Ausführung dann von Generalunternehmungen besorgt würden.

Löhne sind Tabuzone

Ein zentrales Anliegen des Projektes «Frau am Bau» ist die Lohngleichheit. Frauenlöhne liegen im Schnitt immer noch 30 Prozent tiefer als jene der Männer. «Die Löhne sind eine totale Tabuzone!», kritisiert Jutta Strasser: Wenn man bei den zuständigen Fachverbänden nachhake und sich nach Kriterien für eine nachvollziehbare Lohnpolitik erkundige, stosse man ins Leere. Es gebe in der Branche nur wenige Lohnmodelle, jedes Unternehmen müsse das Rad neu erfinden. Für mittlere und kleinere Büros sei das sehr schwierig. Vom Projekt «Frau am Bau» wünschen sich Beat und Jutta Strasser jetzt ein konkretes Hilfsmittel, um die geforderte Lohntransparenz in die Praxis umsetzen zu können. Natürlich liegt das Thema auch Projektleiterin Ruth Hänni am Herzen. Sie will es nun im Rahmen einer Nachdiplomarbeit aufgreifen.

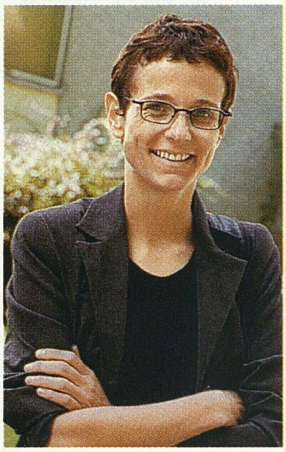
In einem Bereich ist die Gleichstellung bei Strasser Architekten schon hundertprozentig erreicht: Der Abwaschplan nimmt sämtliche Angestellten in die Pflicht, egal ob Architektin oder Stift. Und da die Männer in der Überzahl sind, ist das Spülbecken eine richtige Männerdomäne geworden.



Jutta und Beat Strasser

Das Projekt «Frau am Bau»

Um die Arbeitsplätze in der Bauplanungsbranche frauengerechter zu machen, gründeten 1997 die Gewerkschaft Bau & Industrie und die Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Bern das Projekt «Frau am Bau». Ruth Hänni, Architektin und Projektleiterin «Frau am Bau», erklärt im folgenden Interview, wie das Ziel erreicht werden soll und wo die Probleme liegen.



«Frau am Bau»-Projektleiterin Ruth Hänni (33) ist Architektin und arbeitet zudem zu 50 Prozent bei der Planungs- und Baudirektion der Stadt Bern

«wohnen»: Rund 30 Prozent Frauen schliessen die Lehre als Hochbauzeichnerin ab, und etwa 35 Prozent der ETH-Architekturdiplome gehen an Frauen. Trotzdem fassen nur wenige Fuss in der Branche. Woran liegt das?

Ruth Hänni: Es liegt zum einen an den Betriebsstrukturen. Qualifizierte Teilzeitarbeitsplätze sind Mangelware, und es fehlt an neuen Arbeitszeitmodellen. Die verantwortungsvollen Jobs gehen immer noch fast automatisch an Männer. Natürlich gibt es auch viel zu wenige Kinderbetreuungsmöglichkeiten. Um die Situation zu verbessern, haben wir ein Konzept für frauengerechte Personalentwicklung erarbeitet. Im Massnahmenkatalog geht es vor allem um Lohngleichheit, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, neue Arbeitszeitmodelle, Aufgabenzuteilung, Aus- und Weiterbildung.

Was hat «Frau am Bau» bisher erreicht?

Wir haben in der Region Bern bereits einen hohen Bekanntheitsgrad, die Projektinhalte werden in der Branche diskutiert. Das ist schon viel. Konkret haben wir jetzt 14 Mitgliedfirmen unter Vertrag, mit 15 weiteren laufen Diskussionen.

Wie stellen Sie sicher, dass die Unternehmen tatsächlich etwas für die Frauen tun? Machen Sie Kontrollen?

Die Büros schliessen mit uns einen einjährigen Vertrag ab. Danach gehen wir in die Betriebe und schauen, welche Massnahmen aus unserem Personalentwicklungskonzept umgesetzt worden sind. Büros, die mindestens 20 von rund 60 Punkten erreichen, erhalten unser Gütezeichen.

Welche Anreize bieten Sie den mitmachenden Büros?

Wir sprechen die öffentlichen Bauträgerschaften an – konkret die stadtbernische und die kantonale Baudirektion – und motivieren sie, einen Teil ihrer Aufträge an Firmen zu vergeben, die sich uns verpflichtet haben. Zudem planen wir einen grösseren Auftritt bei privaten Bauträgerschaften.

Was ist denn Ihre konkrete Botschaft an die Bauträger?

Wir sind überzeugt, dass Bauträger, die mit «Frau am Bau»-Firmen zusammenarbeiten, Gewähr haben, ausgewogene Bauprojekte zu bekommen, in denen auch spezifische Erfahrungen von Frauen einfliessen. Und mit der gezielten Auftragsvergabe an solche Betriebe können sie einen wichtigen Beitrag an die Gleichstellung leisten.

Wie geht es jetzt weiter?

Der nächste Schritt ist die Ausdehnung auf die ganze Schweiz. Wir diskutieren auch darüber, unser Personalentwicklungskonzept auf andere Branchen auszudehnen, zum Beispiel auf Umweltbüros und andere Dienstleistungsbetriebe. Etwas ist mir noch wichtig: Unser Projekt basiert auf drei Pfeilern: den Betrieben, den Bauträgerschaften und natürlich den Arbeitnehmenden selber. Nun müssen wir dafür sorgen, dass die Angestellten lernen, wie sie auf gleichstellungsgerechte Arbeitsplätze in ihren Betrieben Einfluss nehmen können. Die Branche muss «weiblicher» werden. Das würde motivierend wirken auf junge Frauen. Denn von den Arbeitsinhalten her ist die Bauplanung ein genialer Job für Frauen.

Interview: Paula Lanfranconi

Was ist Wohnqualität?

Sandra Kasi, 29jährig, lebt mit zwei Kindern (2 und 4 Jahre) in einer 3½-Zimmer-Wohnung

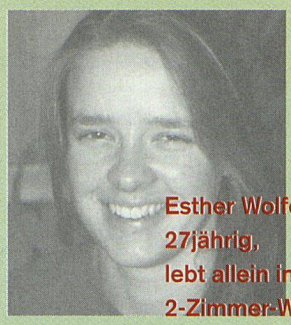
Wohnqualität bedeutet für mich grosse, helle Räume und ein Gartensitzplatz, auf dem meine Kinder spielen können. Überhaupt ist mir naturnaher Erholungsraum in nächster Umgebung wichtig. Berufsbedingt muss ich allerdings schnell in der Stadt sein. Bei meiner jetztigen Wohnsituation ist auch dies gewährleistet: Gerade vor der Haustüre hält der Bus, in fünf Minuten bin ich am Bahnhof und in zehn Minuten in Zürich.

Hier in unserem Mehrfamilienhaus geniesse ich den freundlichen, aber losen Kontakt mit den Nachbarn, genauso wie auch die Kinder froh sind, Spielkameraden in ihrer Nähe zu haben. Ebenfalls wegen der Kinder war mir eine offene Küche wichtig – so habe ich den Überblick – und eine gute Lärmisolation. Ich muss sie dann nicht dauernd zur Ruhe ermahnen.

Margrit Enderlin, 62jährig, wohnt allein in einer 3-Zimmer-Dachwohnung

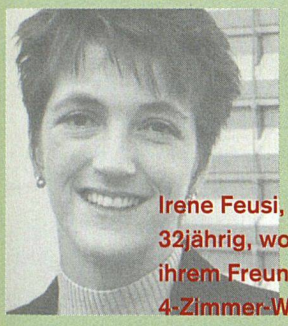
Meine Wohnung ist alt, und die Zimmer sind klein. Dafür hat sie Fenster nach allen vier Himmelsrichtungen, so dass ich die Sonne auf- und untergehen sehe. Ringsum blicke ich ins Grüne, mit dem Feldstecher beobachte ich gelegentlich die Vögel. Anderseits bin ich selber von Blicken geschützt, fühle ich mich hier oben völlig frei – manchmal komme ich mir fast vor wie ein Leuchtturmwächter. Auf diese Vorteile möchte ich nicht mehr verzichten.

Seit ich pensioniert bin, macht für mich die Qualität einer Wohnung auch deren Bequemlichkeit aus. Darum lasse ich mir jetzt eine neue Küche einbauen. Als ich noch berufstätig war, merkte ich gar nicht, dass diese ziemlich unpraktisch ist. Ich war ja nur selten zu Hause, meistens ass ich auswärts. Je älter ich werde, um so wichtiger ist mir die zentrale Lage, die Nähe zum Bahnhof. Aufs Land ziehen käme für mich deshalb nicht in Frage.



Esther Wolfensberger, 27jährig, lebt allein in einer 2-Zimmer-Wohnung

Heimkommen, die Türe schliessen und die Ruhe geniessen – das bezeichne ich als Wohnqualität. Mit Ruhe meine ich einerseits akustische Stille, anderseits eine entspannte Atmosphäre. Bewusst habe ich nur wenige Bilder aufgehängt und auf Schnickschnack bei der Einrichtung verzichtet. So können sich Auge und Ohr erholen – und das ist bei meinem Alltag als Primarlehrerin nötig. Gerade vielleicht, weil ich den ganzen Tag Kinder um mich habe, bin ich froh, dass der Spielplatz vor unserem Haus nur selten benutzt wird, kaum Kindergeschrei zu hören ist. Das Bimmeln der Kuhglocken ist mir hingegen lieb, das erinnert mich an Ferien.Schade finde ich, dass sie für Renovationsarbeiten am Block die Kiefern im Hof gefällt haben. Vorher sah ich vom Bett aus in die Baumwipfel. Das vermisse ich jetzt. Generell bedeuten mir Pflanzen viel, von daher wäre ein Garten optimal. Immerhin habe ich einen Balkon.



Irene Feusi, 32jährig, wohnt mit ihrem Freund in einer 4-Zimmer-Wohnung

Zurzeit ist mir der Aussenbereich sehr wichtig. Wenn ich von der Arbeit nach Hause komme, geniesse ich die Ruhe und die Natur hier auf dem Lande. Oft sitzen mein Freund und ich abends noch auf dem Balkon. Ich schätze es, dass wir von der Haustür aus spazieren gehen können, uns dafür nicht zuerst noch ins Auto setzen müssen. Das ist für mich Wohnqualität.

Weiter gehört ein guter Kontakt zu den übrigen Hausbewohnern und Nachbarn dazu. Bei uns leben die Hausbesitzer, ein älteres Ehepaar, im unteren Geschoss. Wir verstehen uns sehr gut, halten hie und da einen Schwatz, aber es gibt keine Verpflichtungen. Dasselbe gilt für die Anwohner.

Was die Wohnung betrifft, so muss diese nicht modern sein. Wenn nötig nehme ich selber Verschönerungen vor, erst kürzlich haben wir beispielsweise den Gang neu gestrichen. Wert lege ich hingegen auf eine grosse Küche sowie allgemein viel Platz. Aus einem Raum haben wir ein Musikzimmer gemacht. Darin kann man sich zurückziehen, wenn man einmal alleine oder ungestört sein möchte.

Jacqueline Aubort, 34jährig, wohnt mit ihrem Mann und zwei Kindern (7 Monate, 3 Jahre) in einem 4½-Zimmer-Hausteil

Seit wir eine Familie sind, nimmt für mich das Wohnen einen hohen Stellenwert ein. Die Kinder sollen viel Platz zum Spielen haben und draussen sein können. Einen Garten, wie wir ihn hier haben, ist darum ideal. Er hat auch den Vorteil, dass ich die Kinder für eine gewisse Zeit unbeaufsichtigt lassen kann.

Auf dem Lande zu leben, könnte ich mir nicht vorstellen. Dann muss man oft die Kinder irgendwo hin chauffieren, und das schränkt einem sehr ein. Ausserdem möchte ich zu Fuss einkaufen gehen können, nahe bei einem Zentrum sein. Von unserer Haustür brauche ich nur fünf Minuten zum Bahnhof – das finde ich toll.

Zu Wohnqualität gehört für mich unter anderem eine schöne Einrichtung, das heisst moderne, farbige Möbel. Die Kinder ihrerseits sollen ein Zimmer haben, das ihnen entspricht, in dem sie sich wohl fühlen. Da ich glaube, dass sie Farben sehr gerne haben, strichen wir die Wände des Kinderzimmers gelb, stellten bunte Betten hinein und hängten farbige Vorhänge mit fröhlichen Clowns darauf auf.

Therese van Laare, 46jährig, lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern (11½, 8½ Jahre) in einem 5-Zimmer-Haus

Helligkeit! Nichts ist für mich so wichtig wie viel Licht! Am liebsten hätte ich darum eine reine Glasfront sowie zusätzlich Licht von oben, also ein Dachfenster. Beides hat unser Haus zwar nicht, aber immerhin mehrere grosse Fenster. Auch mit grosszügigen Räumen, was meinen Wünschen entspräche, kann unser Daheim nicht auftrumpfen; es ist halt ein ehemaliges Arbeiterhaus.

Von zweiter Priorität beim Wohnen ist für mich das Lärmkriterium. Früher lebten wir in einem Block, was bedeutete, dass man nach zehn Uhr nicht mehr Klavier spielen oder duschen konnte. Als wir uns zum Zügeln entschlossen, kam darum für mich nur ein Haus, und zwar ein freistehendes, in Frage. Ich will keine Rücksicht nehmen müssen, gleichzeitig auch nicht von anderen gestört werden. Vor Geräuschen aus der Umgebung schützt uns unser Garten, der rund ums ganze Haus verläuft. Allerdings bedeutet viel Umschwung auch viel Arbeit, von daher genügte mir ein Sitzplatz oder ein Balkon.

Interviews und Fotos: Dagmar Anderes

Frauen erobern den öffen

Der Angst ist frau nicht ausgeliefert

Vor allem Frauen fühlen sich unwohl, wenn sie nachts durch düstere Tiefgaragen, unübersichtliche Vorgärten und Hinterhöfe gehen müssen. Um den öffentlichen Raum sicherer zu gestalten, genügen oftmals kleine Veränderungen, wie der Verein «Planung Architektur Frauen» zeigt.

Paula Carega

Noch dreissig Meter bis zum Ausgang. Den Blick geradeaus gerichtet, werden die Schritte der Frau schneller; sie hallen in den tunnelartigen Gängen links und rechts, deren Wände mit Graffiti verschmiert sind. Fast jede Frau kennt das beklemmende Gefühl, das einen nachts in Passagen und Parkhäusern beschleicht. Unheimlich sind auch viele halböffentliche Orte – Wohnbereiche, die verschiedene Bewohner/innen gemeinsam nutzen: Schlecht ausgeleuchtete oder unübersichtliche Vorgärten mit Gebüschen oder Trennmauern und anonyme Hauseingänge im Souterrain, wie man sie oft bei Mehrfamilienhäusern antrifft.

Schön gestaltet – ideales Versteck

Hinter labyrinthischen Hauseingängen stecken oftmals gutgemeinte Vorsätze der Architektinnen und Architekten. Wenn der Zugangsweg etwa mit Büschen, Mauerscheiben und Arkaden abwechslungsreich gestaltet wird, sieht das zwar schön aus; die Planer/innen übersehen dabei jedoch auf dem Reissbrett, dass die Objekte ein ideales Versteck bieten.

Die Überbauung Kappelenring im Berner Vorort Wohlen ist ein Beispiel dafür: Die rund 3000 Bewohner/innen der 20 Hochhäuser fühlen sich einerseits sehr wohl in ihrer Siedlung, schätzen die Weitläufigkeit zwischen den Bauten und die grosszügigen Grünflächen. Auf der anderen Seite kritisieren vor allem Eltern die von Grünzeug überwucherten, schlecht ausgeleuchteten und damit unübersichtlichen Wege.

Die Sicherheit der Kinder auf dem Schulweg sei nicht garantiert, meinte etwa der Elternrat in der «Chappele-Poscht» letzten Winter. Die Gemeinde beauftragte daraufhin den Verein «Planung Architektur Frauen» (PAF), Vorschläge zur Verbesserung der Sicherheit im Kappelenring zu erarbeiten.

Geradliniges Wegnetz

Die Mängel der Überbauung Kappelenring sind typisch für viele Schweizer Hochhaus-Siedlungen: «Zahlreiche Bauten aus den 60er und 70er Jahren sollten bezüglich Sicherheit saniert werden», sagt etwa die Architektin Dominique Plüss von PAF Bern. Vor allem der Aussenbereich sei anonym und ohne soziale Kontrolle, da Treffpunkte oftmals fehlten. Die einzelnen Baukörper wirkten, als wären sie willkürlich auf eine grüne Wiese verstreut worden.

Die Architektinnen und Planerinnen empfehlen in ihrer Studie, die sie im Juni der Gemeinde vorgelegt haben, den Aussenraum der Überbauung neu zu strukturieren und Orientierungspunkte zu schaffen. «Wir schlagen ein neues, geradliniges Wegnetz vor, das übersichtlich ist und Fussgänger/innen sowie Velofahrer/innen berücksichtigt», meint Plüss.

Rege benutzte Wege sollen in einen Asphalt- oder Zementplattenteil und einen Bereich aus Mergel oder Kies gegliedert werden. Harter Belag erlaube es, alle Arten von Rollgeräten zu benützen, und diene behinderten und älteren Menschen, sicher und einfach zu Fuss zu gehen. Der natürliche Kiesstreifen vergrössere optisch den Wegraum und bilde einen sanften Übergang vom Asphalt zur Wiese.

Planung Architektur Frauen

Die gesamtschweizerische Organisation «Planung Architektur Frauen» (PAF) mit Regionalgruppen in Bern, Basel, Zürich und Solothurn engagiert sich seit vier Jahren für die Gleichberechtigung der Frauen auf den Ebenen der Architektur und Planung. Heute gehören der PAF rund 170 Mitglieder aus den Bereichen Architektur, Landschafts- und Raumplanung an.

Informationen zum Thema Sicherheit im öffentlichen Raum sind erhältlich bei:
PAF Schweiz, Geschäftsstelle Bern:
Tel. 031 326 44 04
Auskünfte jeweils Montagnachmittag von 13.30 bis 17.30 Uhr

Regionalgruppen:
Basel, FFF (Freiräume für Frauen):
Tel. 061 751 54 39
Solothurn: Tel. 032 621 24 21
Thun: Tel. 033 438 20 06
Zürich: Tel. 01 202 39 45

ichen Raum zurück

Auf hohe oder undurchsichtige Hecken entlang der Wege möchte frau verzichten, auch sollen rechtwinklige Abzweigungen, die um einen Häuserblock oder um eine Heckengruppe führen und nicht überblickbar sind, vermieden werden. Um den Aussenraum des Quartiers zusätzlich zu beleben, schlägt der Verein PAF vor, einen Teil der Wegkreuzungen mit Sitzgelegenheiten, Pergolas und Pingpongtischen aufzuwerten.
In welchem Umfang die Verbesserungsvorschläge realisiert werden, ist noch unklar. Der grösste Teil der Liegenschaften des Kappelenrings ist Privateigentum, so dass die Eigentümer/innen bestimmen, was auf den Aussenflächen entstehen soll. «Als nächsten Schritt sollte die Gemeinde das Gespräch mit diesen suchen», sagt Plüss. Die Architektin rät Bewohner/innen von Überbauungen, die sich um ihre Sicherheit sorgen, innerhalb der Siedlung aktiv zu werden oder sich an die Gemeinde zu wenden. Information und Beratung bieten auch die Geschäftsstelle und die Regionalgruppen der PAF.

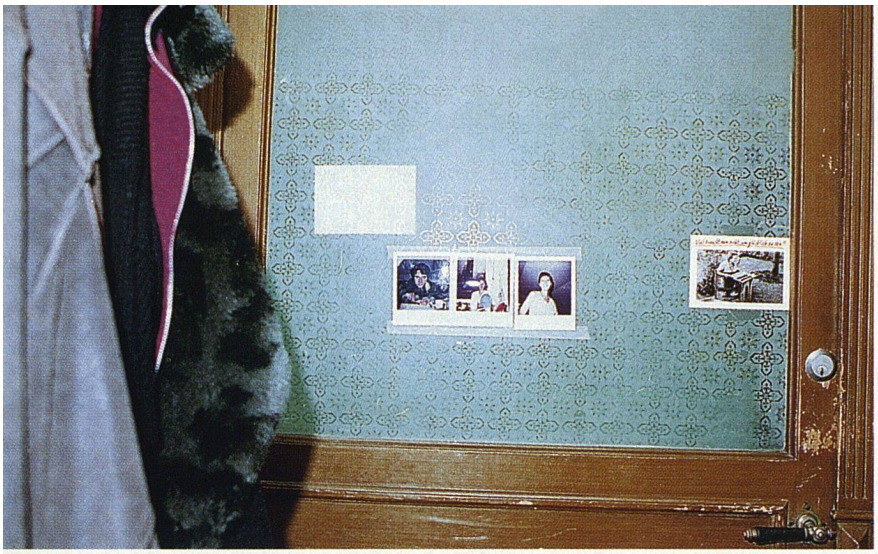
Raum zurückerobern

Ein soeben erschienenes Handbuch schliesslich zeigt Fachfrauen und -männern, wie sie beim Planen, Projektieren und Bauen vermehrt auf die Sicherheitsbedürfnisse der Stadtbewohner/innen eingehen können. Die Studie der beiden Basler Soziologinnen Anita Glatt und Bettina Osswald wendet sich auch an direkt Betroffene. Denn engagierte Bürger/innen können durchaus Einfluss nehmen auf den Vollzug der Raumplanung, so die Autorinnen. Bewährt haben sich Interessengemeinschaften oder Quartiervereine. «Der öffentliche Raum muss von den Frauen zurückerobert werden», sagt Irene Hupfer, Architektin und PAF-Vorstandsmitglied.
Hupfer fordert die Frauen auf, bei einem Wohnungswechsel nicht nur die neuen vier Wände, sondern auch den halbprivaten Bereich zu beachten: «Um sich zu Hause wohl zu fühlen, müssen Tiefgaragen, Treppenhäuser und Hauseingänge ein gutes Gefühl vermitteln.» So sollten Hecken und Büsche, die Vorgärten begrünen oder zur Strasse abgrenzen, nicht höher als 1,20 Meter sein und die Sicht zur Haustür und auf Fenster frei lassen. Beängstigend wirken auch grosse Objekte in Hinterhöfen: Freistehende Mulden und Container bespielsweise. Glatt und Osswald raten in ihrem Handbuch, Container bündig an die Hausfassade zu plazieren, um weniger Möglichkeiten für ein Versteck zu bieten.

Je heller desto besser

Die richtige Beleuchtung ist ein zentraler Faktor, damit sich nächtliche Heimkehrer/innen sicher fühlen. In Vorgärten ist es sinnvoll, statt eines zentralen Lichtschalters ein Sensorlicht zu installieren, das auf Bewegungen reagiert. In grossen Liegenschaften hilft ein Lichtschalter im Innern jeder Wohnung, mit dem die Treppenhausbeleuchtung angeknipst werden kann. Die einfache Installation macht Schluss mit dem Hinaustappen ins Dunkle oder Nichtsehenkönnen, wer vor der Tür steht. Auch tagsüber spielen Licht und Farbe eine wichtige Rolle: Helle Fassaden vemitteln ein angenehmeres Gefühl als düster gestrichene Wände.
Sowohl die Studie als auch das PAF-Mitglied Hupfer kommen zum Schluss, dass kleine Veränderungen grosse Wirkung zeigen und das Sicherheitsgefühl in Überbauungen verbessern. «In den meisten Fällen braucht es keine architektonischen Kenntnisse», sagt Hupfer. «Denn Frauen, die ihre Kinder zur Schule bringen und im Quartier einkaufen gehen, sind die besten Quartierexpertinnen.»

Literatur:
Anita Glatt, Bettina Osswald: «Mehr Sicherheit im öffentlichen Raum», 160 S., 1998, 20 Franken, ISBN 3-905147-01-7.
Bezug: über den Buchhandel oder beim Hochbau- und Planungsamt Rittergasse 4, 4001 Basel, Tel. 061 267 92 25



Leben in einer Frauen-WG

Text: Bettina Büsser
Fotos: Simone Gloor

Im Treppenhaus stehen Garderobe und Schuhkasten. Daneben liegt, fein säuberlich gebündelt, Karton – bereit für die nächste Abfuhr. An der Wohnungstüre hängen drei Polaroidfotos: Hier, in dieser Dreizimmerwohnung, leben Ruth Burtscher, Lena Krähenbühl und Karin Minssen. Karin ist 27jährig, gelernte Buchhändlerin und arbeitet in einer Druckerei. Die 23jährige Ruth ist Kleinkindererzieherin und arbeitet – «mit sehr unregelmässigen Arbeitszeiten» – in einem Heim. Lena schliesslich, 22jährig, wird demnächst ihr Jus-Studium beginnen; im Moment ist sie auf Reisen und deshalb beim WG-Gespräch nicht dabei.

Lena und Ruth wohnen seit zwei Jahren zusammen hier, im fünften Stock eines älteren Hauses im Zürcher Stadtkreis sieben; Karin ist vor anderthalb Jahren von Basel nach Zürich und in die WG gezogen.

Karin: «Ich habe bereits in Basel in einer WG gewohnt. Als ich nach Zürich kam, war für mich klar, dass ich eine WG suche, gerade weil ich in Zürich noch niemanden kannte. Lena und Ruth hatten das Zimmer via Inserat ausgeschrieben, ich kam hierhin, betrat die Wohnung und wusste: Hier ist es mir wohl. Obwohl ich Lena und Ruth nicht kannte.»

Ruth: «Lena und ich sind seit zehn Jahren befreundet. Als wir beide nach Zürich kamen, konnten wir in diese Wohnung ziehen. Sie gehört der Gotte von Lena. Zuerst lebten wir mit einem Mann zusammen, aber Lena und er hatten eine Beziehung, und als die aus war, ging es nicht mehr. Danach wollte ich, dass eine Frau einzieht, damit sich diese Geschichte nicht wiederholt. Das heisst nicht, dass ich grundsätzlich nicht mit Männern wohnen will. Aber hier ist es einfach zu eng, es geht besser mit drei Frauen.»

Karin: «Männer nehmen mehr Raum in Anspruch. Ich habe auch schon mit Männern in WGs gewohnt, das ist kein Problem, aber diese Wohnung ist zu klein. Und so können wir uns freier bewegen, aus der Dusche kommen, uns umziehen, ohne die Türen zu schliessen.»

Die Wohnung ist klein – laut den Bewohnerinnen aber immerhin gross genug für Feste mit bis zu 25 Personen –, das Bad winzig, die Zimmer sind auch nicht eben gross, aber wunderschön, mit abgeschrägten Decken. In Lenas Zimmer liegen Muscheln auf dem Fenstersims, an der Wand hängt ein Man-Ray-Poster und eine Reproduktion eines Bildes von Gustav Klimt. In Karins Zimmer steht eine Schreibmaschine auf dem Tisch, ins Auge stechen vor allem die rote Bettdecke und ein blauer Fauteil – er ist aus Plastik, aufblasbar und noch ganz neu. Ruths Zimmer schliesslich wirkt etwas kleiner als die anderen, das Bett und mehrere Topfpflanzen dominieren den Raum.

Karin: «Wenn eine von uns allein sein will, schliesst sie einfach die Zimmertür. Aber meistens sind alle Türen offen.»

Ruth: «Wir sind auch nicht sehr oft alle gleichzeitig hier. Abmelden oder so muss man sich nicht – gut, manchmal ruft man an, wenn man nicht heimkommt. Aber wir kennen ja sowieso den Rhythmus der anderen. Und wir führen alle drei ein völlig eigenständiges Leben. Das gehört für mich zu einer WG: Dass alles im Wandel ist.»

Karin: «Für mich ist das auch eine Qualität einer WG, dass Dynamik und Veränderung möglich sind. Gleichzeitig geschieht in einer WG mehr, die einzelne muss nicht so viel dazutun, wie wenn sie alleine leben würde.»

Ruth: «Bei uns ist es extrem unkompliziert, ich bin hier sehr frei. Auch wenn ich einmal vier Tage lang nicht hier bin, ist es kein Problem.»

Der Gang, der die drei Zimmer, Küche und Bad verbindet, ist hell, nicht eben breit und Standort der einzigen Heizmöglichkeit, einem Ölofen. Im Gang befindet sich auch ein Telefon, darüber hängt eine Liste mit den Telefonnummern der drei Bewohnerinnen, aufgeteilt in die Rubriken: Arbeit, Eltern, Freund.

Karin: «Übers Wochenende bin ich oft bei meinem Freund in Basel. Wenn ich bei ihm bin, ist es, wie wenn wir zu zweit wohnen würden. Aber eigentlich möchte ich das nicht immer so. Wenn schon, möchte ich in einer Hausgemeinschaft leben.»

Ruth: «Ich kann mir schon vorstellen, mit meinem Freund zu zweit zusammenzuwohnen. Aber wenn ich Kinder, eine Familie hätte, möchte ich in einer Gemeinschaft leben, nicht in einem Einfamilienhaus. Für mich ist eine WG mehr als eine Übergangsphase.»

Karin: «Als ich zu Hause auszog, war völlig klar, dass ich in einer WG wohnen werde. Natürlich hätte ich mir von meinem Lohn während der Lehre auch keine eigene Wohnung leisten können. Aber eine WG bedeutet für mich viel mehr als nur die Möglichkeit, billig zu wohnen.»

Ruth Burtscher (rechts) und Karin Minssen (links).

Das Bad ist winzig – ein Schlauch mit Lavabo, WC und Dusche. Die Küche, Zentrum der WG, ist immerhin gross genug, dass hier ein Tisch mit mehreren Stühlen Platz hat. Über dem Tisch hängt ein Poster von einer Fotoausstellung, daneben, aufgereiht auf einem Brett, stehen «Der Sprach-Brockhaus», drei Kerzenständer und die kleine Nachbildung einer antiken Säule. Am Durchlauferhitzer kleben kleine, aus Einzelbuchstaben zusammengesetzte Texte wie «Lena you gorgeous woman», «Ruth my honey beauty», und «Karin easy drive above».

Ruth: «Wir haben keinen Putzplan, keinen Einkaufsplan, keine Haushaltkasse. Jede kauft ein, jede isst, was im Kühlschrank ist. Natürlich nimmt man Rücksicht, leert nicht einfach den Kühlschrank.»

Karin: «Wenn etwas nicht stimmt, wenn zum Beispiel die eine das Gefühl hat, sie kaufe immer ein und die anderen nicht, dann muss sie es sagen.»

Ruth: «Es gibt natürlich auch Pannen, zum Beispiel, dass wir es verpassen, rechtzeitig neues Heizöl zu bestellen. Oder dass es plötzlich kein WC-Papier mehr hat. Aber ich finde es schön, dass es ohne Pläne funktioniert, das Einkaufen, das Putzen.»

Karin: «Ich wäre einem Putzplan nicht total abgeneigt. Manchmal habe ich das Gefühl, ich sei immer die, die putzt.»

Ruth: «Ich habe schon Phasen, in denen ich nichts mache. Aber dann packt mich plötzlich die Putzwut. Letzte Woche habe ich plötzlich gemerkt, wie viele Flecken es im Gang an der Wand hat. Zum Teil sind die wahrscheinlich noch von den Vormietern. Dann habe ich geputzt.»

Karin: «Ja, du hast geputzt und zweimal bei mir im Geschäft angerufen wegen den Putzmitteln. Und als ich nach Hause kam, habe ich gleich mitgeputzt.»

Ruth: «Siehst du, am Schluss funktioniert es doch immer. Ohne Putzplan.»

Die Küche der Frau – das Wohnzimmer dem Mann?

Foto aus «Die Pubertät der Republik», Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1983

Wie Frauen und Männer Räume nutzen

Iris Blum

Jede Kultur hat in der Regel feste Vorstellungen, wie eine «normale» Wohnung auszusehen hat und welche Bedeutung den einzelnen Räumen zukommt. Diese Vorstellungen sind keineswegs nur individuell, sondern auch Ergebnis geschichtlicher Entwicklungen. Weiter werden sie durch Fachleute wie Architekten und Architektinnen geprägt, ebenso durch die Bauindustrie und staatliche Bauvorschriften.

Die Räume wirken sich auf den Umgang der Menschen miteinander aus. Umgekehrt zeigt sich an der Art, wie Menschen Räume nutzen, in welcher Beziehung sie zueinander stehen, wer welche soziale Position einnimmt. Die Wohnungsbenutzung widerspiegelt gleichzeitig geschlechterspezifische Muster. Frauen und Männer gestalten und richten Wohnungen nicht nur unterschiedlich ein, sie nutzen und eignen sich die Räume durch ihre Handlungen auch verschieden an. Wie sie das tun, das wollte eine volkskundliche Projektgruppe in Göttingen herausfinden. Sie führte zu diesem Zweck rund 50 themenzentrierte, qualitative Interviews in rund 30 Haushalten durch. Befragt wurden Paare mit Kindern verschiedener Schichten in unterschiedlichen Familienphasen. Ergänzt wurden die Interviews durch standardisierte Fragebögen. Gemäss dem Forschungsteam erwies es sich als schwierig, die Männer zu einem Interview über Wohnungsnutzung zu bewegen, da sich viele für dieses Thema nicht zuständig fühlten.

Multifunktionales Wohnzimmer

Das Wohnzimmer ist Besucher-, Fernseh-, Lese- und Kinderzimmer in einem, erfüllt aber laut Projektgruppe keine dieser Funktionen ausschliesslich. In der Regel belebt es sich erst gegen Abend, nachdem es am Morgen gereinigt und aufgeräumt worden ist. Wenn im Wohnzimmer ein Schreibtisch steht, erledigen Männer daran Verwaltungsarbeiten.

In jungen Familien der Mittelschicht ist das Wohnzimmer oft auch das Spielzimmer der Kinder. Es hat den ehemaligen Charakter des «Erwachsenenzimmers» weitgehend verloren. Entsprechend wird nicht mehr in demselben Mass wie früher auf strikte Ordnung Wert gelegt. Abends wird das Wohnzimmer zum Familienraum, wo alle zur gemeinsamen Tätigkeit zusammenkommen, was hauptsächlich fernsehen heisst. Männer erledigen oft gleichzeitig Schreibarbeiten, Frauen nähen oder bügeln. Bestimmte Plätze werden dabei bevorzugt. Die befragten Männer neigen dazu, feste Positionen einzunehmen, während sich Frauen aufgrund ihrer wechselnden Tätigkeiten flexibler zeigen. Eine typische Interviewpassage ist die folgende: «Und ihr Mann? Wie ist das für den? Hat der so einen Platz?» «Ja, da vorne, immer in dem einen Sessel, wo er nun direkter [sieht], wenn er Nachrichten und sowas guckt. Das wissen die Kinder auch. Dahin setzen sie sich also tunlichst nicht.». Das Wohnzimmer repräsentiert somit die Vorstellung einer vaterbezogenen Familie.

Nur Bett und Schrank im Schlafzimmer

Die Mehrzahl der befragten Familien nutzt das ungeheizte Schlafzimmer nur zum Schlafen. Dies wird auch durch die Einrichtung betont: Ein Ehebett und ein grosser Kleiderschrank sind die einzigen Möbelstücke. Aufgrund dieser Monofunktionalität wird der Raum auch für Aussenstehende unzugänglich. Das Schlafzimmer ist aber trotzdem kein Tabuzimmer mehr. Vor allem Kleinkindern steht es offen zum Spielen am Morgen, zum Einschlafen oder im Falle von Krankheit.

Frauen beschreiben das Schlafzimmer eher als offen, weil dieser Raum wegen der Kleiderschränke Teil ihres Arbeitstages ist. Das Einräumen von Wäsche ist in allen befragten Familien ausschliesslich Aufgabe der Frauen. Für Mütter ist es selbstverständlicher, dass sich die Kinder während ihres

Collage: Katharina Gassmann

Umkleidens oder Wäscheversorgens im Schlafzimmer aufhalten. Fast alle befragten Männer betonen hingegen die Geschlossenheit und Intimität des Schlafzimmers. Für sie bleibt der Raum von ihrem sonstigen Wohnalltag ausgegrenzt. Dem Manne gehört im Schlafzimmer sozusagen nur seine Bett- und seine Schrankhälfte.

Die Küche als heimliches Zentrum

Die Küche ist für die meisten Familien mit kleinen oder schulpflichtigen Kindern tagsüber der Hauptaufenthaltsraum und wichtiges Sozialisations- und Kommunikationszentrum. Die weiblichen Interviewpartner legen Wert auf eine gemütliche Dekoration und Ausschmückung der Küche, während sich die männlichen Gesprächspartner eher für eine repräsentative und technisch gut ausgestattete Küche aussprechen. Sie sind auch bereit, dafür Hand anzulegen. Der Anspruch auf Gemütlichkeit und Atmosphäre in der Küche ist beiden Geschlechtern gemeinsam. Der Trend zur Ästhetisierung der Küche hat mit der zunehmenden Multifunktionalität zu tun: Auch in der Küche werden immer häufiger Gäste empfangen und bewirtet. Bei den Mahlzeiten in der Küche gibt es bei fast allen Familien eine feste Sitzordnung. Auffallend viele Frauen wählen gezielt den Platz, von dem aus sie am leichtesten aufstehen und den ganzen Raum am besten überblicken können.

Soweit die wichtigsten Ergebnisse dieser Studie. Interessant wäre nun, die Interviews auch bei Paaren ohne Kinder oder bei Paaren, die sich Haus-, Familien- und Erwerbsarbeit partnerschaftlich teilen, durchzuführen. Möglicherweise würde eine solche Studie weniger geschlechtertypische Muster der Raumnutzung und -aneignung zutage fördern. Ebenso ist zu bedenken, dass die Studie bereits einige Jahre alt ist. Allerdings belegen neuere Untersuchungen, dass Männer auch heutzutage kaum Hausarbeit erledigen. Und wenn Väter sich mit grösserem Engagement der Kinderbetreuung widmen, lässt ihr Einsatz bei der Hausarbeit nach – ein Trend, der sowohl in Familien mit als auch ohne erwerbstätigen Müttern zu beobachten ist.

Hinzu kommt, dass im Zeitalter der Globalisierung, Flexibilisierung und unbeschränkter Mobilität Frauen wieder vermehrt für ein gemütliches, sicheres Zuhause sorgen sollen. Gleichzeitig spielen Frauen auf dem Arbeitsmarkt oft eine ergänzende Rolle. So erhält das Bild mit dem Mann als Hauptverdiener und der Frau als Nebenverdienerin erneut Modellcharakter. Dies bedeutet, dass sich Frauen und Männer auch am Ende des 20. Jahrhunderts Wohnraum immer noch nach dem Motto «Die Küche der Frau, das Wohnzimmer dem Mann» aneignen dürften.

Literatur:

Projektgruppe Göttingen: Geschlechterspezifische Muster der Raum- und Dinganeigung, in: Gestaltungsräume. Frauen in Museum und Kulturforschung. Tübingen 1992, S. 108–130.

Projektgruppe Göttingen: Die innere Ordnung der Wohnung. Geschlechterspezifische und soziale Muster der Raumnutzung und Raumaneignung, in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 29, 1991–1992, S. 205–223.

Hugentobler, Margrit, Gysi, Susanne: Sonnenhalb, Schattenhalb. Wohngeschichten und Wohnsituationen von Frauen in der Schweiz, Zürich 1998

Einfach für zwei

Betthupferl: Eglifilets auf Orangen-Zwiebel-Bett

Butter für die Form

2 grosse Zwiebeln, in feine Ringe geschnitten
Butter zum Dünsten
Salz, Pfeffer
2 Orangen
4 EL Weisswein
4 EL Saucenrahm

300 g Eglifilets
Salz, Pfeffer
2–3 EL Orangensaft

1. Zwiebeln in aufschäumender Butter zugedeckt bei mittlerer Hitze weichdünsten. Würzen und in die ausgebutterte Form verteilen.
2. Orangen samt weisser Haut schälen und in dünne Scheiben schneiden. Auf den Zwiebeln verteilen. Weisswein und Saucenrahm darübergeben.
3. Eglifilets würzen, überschlagen, auf das Orangen-Zwiebel-Bett legen und mit Orangensaft beträufeln. Form mit Alufolie zudecken und in der Mitte des auf 180 °C vorgeheizten Ofens 15 bis 20 Minuten garen.

Dazu passen Salzkartoffeln.

Popeye-Salat: Spinatsalat mit mariniertem Bündnerfleisch

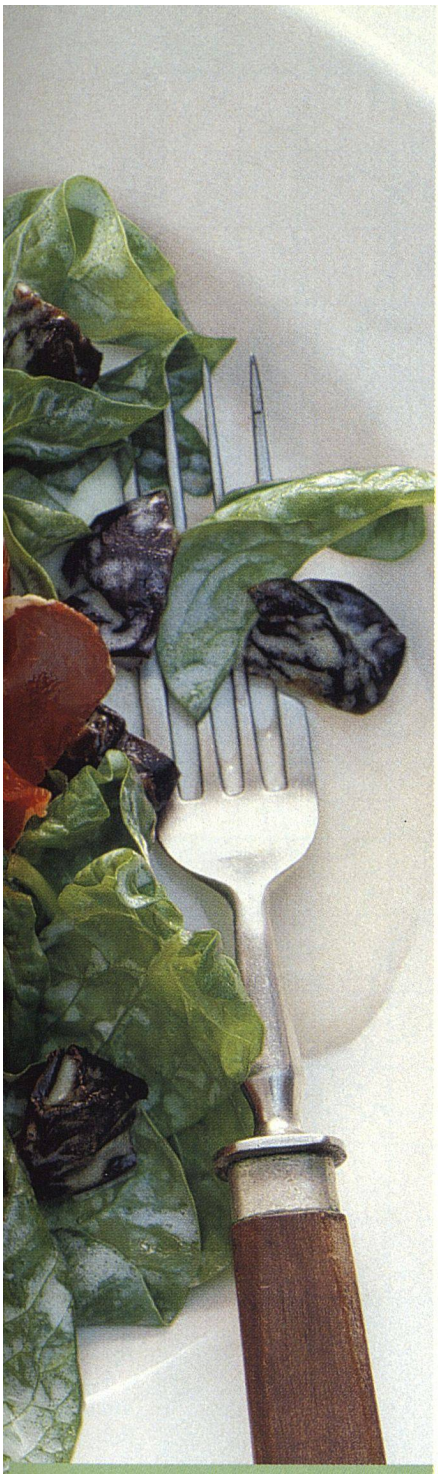
Marinade:
3 EL Öl
1½ EL Zitronensaft

100 g Bündnerfleisch, geschnitten
Pfeffer

Sauce:
5 EL Öl
2 EL Crème fraîche
1 EL Zitronensaft
2 Prisen Zucker
Salz, Pfeffer

150–200 g Spinat, gerüstet
4–6 Dörrpflaumen, in Viertel geschnitten

1. Für die Marinade Öl und Zitronensaft verrühren.
2. Einen Teller mit etwas Marinade bepinseln. Eine Schicht Bündnerfleisch darauflegen, mit Marinade bepinseln und pfeffern. So weiterfahren, bis das Bündnerfleisch aufgebraucht ist. Mit Folie bedeckt bei Raumtemperatur für 1 Stunde ziehen lassen.
3. Für die Sauce alle Zutaten verrühren.
4. Spinat in mundgerechte Stücke zupfen. Mit Dörrpflaumen und Sauce mischen. Auf Tellern anrichten. Bündnerfleisch darüber verteilen.



Die vier Rezepte sind dem Buch «Einfach für zwei – schnelle Küche für kleine Haushalte» entnommen. Das vom Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten herausgegebene Kochbuch enthält 92 kreative und trotzdem einfache Rezepte für alle vier Jahreszeiten. Auf den 216 Seiten gibt es auch Tips und Tricks zu Einkauf, Vorratshaltung und Zeitmanagement in der Küche.
Das Buch ist in Deutsch, Französisch und Italienisch für 25 Franken (bis 31.12.1998 zum Subskrptionspreis von Fr. 20.–) erhältlich beim
ZVSM, Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten,
Weststrasse 10, 3000 Bern 6.
Tel. 031 359 57 28
Fax 031 359 58 55

mmmMais: Gebratener Zitronenmais mit Lauch

2,5 dl Milch
2,5 dl Bouillon
100 g Maisgriess, fein gemahlen
1 Lauchstengel, weisser und hellgrüner Teil, in feine Ringe geschnitten
2 Eigelb
½ Zitrone, abgeriebene Schale und etwas Saft
Salz, Pfeffer, Muskatnuss
Bratbutter oder Bratcrème

50 g Sbrinz, gehobelt oder frisch gerieben

1. Milch, Bouillon, Maisgriess und Lauch unter ständigem Rühren aufkochen. Zugedeckt bei kleiner Hitze ausquellen, ab und zu rühren.
2. Pfanne von der Platte ziehen. Eigelb, Zitronenschale und Zitronensaft daruntermischen und würzen. Leicht auskühlen lassen.
3. Mit zwei Esslöffel Nocken abstechen und in aufschäumender Bratbutter goldbraun braten. Auf vorgewärmten Tellern anrichten. Mit Sbrinz bestreuen und servieren.

Passt ohne Sbrinz zu Fleisch und Fisch.

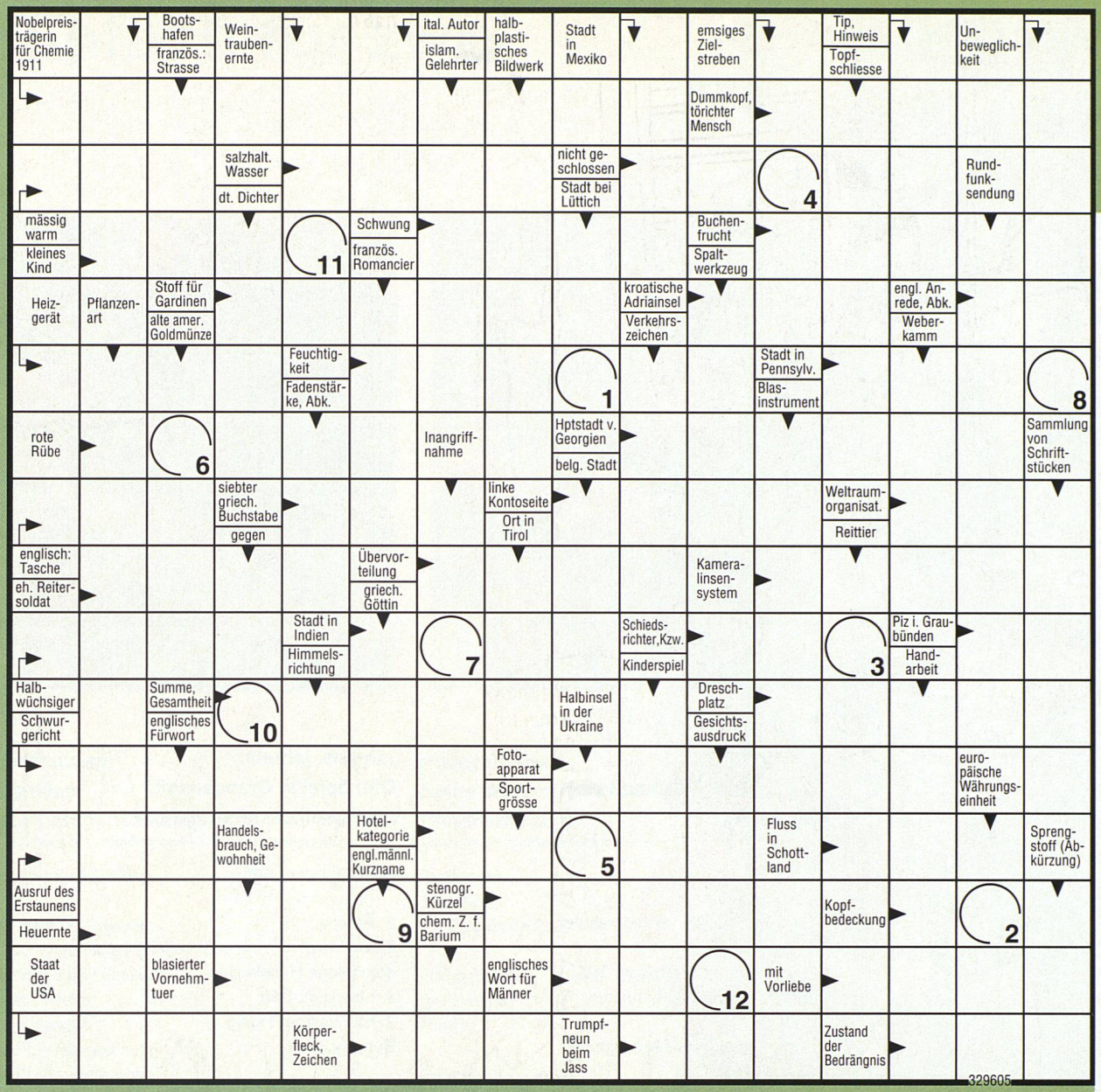
Jahraus, jahrein: Ofenäpfel in Orangensaft mit Haselnussrahm

Butter für die Form

2 Äpfel
Zitronensaft
gemahlene Haselnüsse
2 Orangen, Saft
2 EL flüssiger Honig
Butterflocken

Haselnussrahm:
0,5–1dl Vollrahm, steif geschlagen
1 EL gemahlene Mandeln
1 EL Zucker

1. Äpfel schälen. Mit Zitronensaft beträufeln und in Haselnüssen wenden.
2. Orangensaft in die ausgebutterte Form giessen. Äpfel hineinstellen, mit Honig beträufeln und mit Butterflocken belegen. In der Mitte des auf 200 °C vorgeheizten Ofens 30–40 Minuten backen.
3. Für den Haselnussrahm alle Zutaten mischen.
4. Äpfel auf Teller verteilen und Jus darüberträufeln. Mit Haselnussrahm anrichten.



1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12

Gewinnen Sie pures Gold!

Vielleicht winken Ihnen schon bald goldige Zeiten! Wenn Sie des Rätsels Lösung fristgerecht einschicken, nehmen Sie an der Verlosung der vier von der Krankenkasse SBB gesponserten Goldpreise teil. Bei Einsendung Ihrer Lösung wird Sie die Krankenkasse SBB kontaktieren und über ihr Angebot informieren.

1. Preis: 1 × 20 Gramm Gold
2. Preis: 1 × 10 Gramm Gold
3. Preis: 1 × 10 Gramm Gold
4. Preis: 1 × 10 Gramm Gold

SBB Krankenkasse

Ihre Lösung schicken Sie mit Angabe von Name, Vorname, Adresse, Wohnort und Geburtsdatum bis zum 25.1.1999 an: Redaktion wohnen, Preisrätsel, Postfach, 8057 Zürich.
Die Gewinner/innen werden ausgelost und sofort benachrichtigt. Über das Rätsel wird keine Korrespondenz geführt.

Impressum:
eXtra
Ausgabe 3/98
Beilage zum «wohnen» Nr. 12/
Herausgeber: SVW
Redaktion: Redaktion «wohn
Visuelle Gestaltu Katharina Gassm Zürich
Lithos/Druck: gdz AG Zürich

Die Lampe werde ich mitnehmen
BANANA
BANANA
Na hör mal, schliesslich habe ich sie auf dem Flohmarkt gefunden
BANANA
BANANA
eXtra
Aber ich war es, der sie repariert hat.
Sturer Bock
Iris wird staunen, wieviel Kram ich mitbringe.
Diese hässliche Lampe will ich nicht in meiner Wohnung.
War ja ein harter Kampf um die Lampe. Aber hat sich gelohnt, dass ich hart geblieben bin.
Comix
von Anna Sommer